

Gedenkblatt an Dr. August von Gonzenbach (1808-1887)

Autor(en): **Mülinen, Wolfgang Friedrich von**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **38-39 (1890)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gedenkblatt

an

Dr. August von Gonzenbach

(1808—1887)

von

Dr. Wolfgang Friedrich von Müllinen.

Als vor kurzer Zeit der Redaktor des Berner Taschenbuches mich ersuchte, einen Lebensabriß des am 29. September 1887 verstorbenen Herrn von Gonzenbach zu verfassen, entsprach ich dem Wunsche um so lieber, als ich damit hoffte, dem Dahingeshiedenen, wenn auch spät, meinen Dank für sein väterliches Wohlwollen abstaten zu können.

Er war uns ein lieber Hausfreund, der jeden Sonntag ein Stündchen erübrigte, das er mit uns verbrachte. Wenn das Kaminfeuer hell loderte und verglomm, erzählte er aus vergangenen Tagen, was er gesehen, was er erlebt, er schien mir kleinem Knaben ein großes Geschichtsbuch zu sein, in dem man beliebig nachschlagen konnte — er kannte die Längstverstorbenen, deren Bilder von den Wänden herniederblickten und selbst führte er mich vor jenes meines Urgroßvaters, dem solle ich nachstreben. Dann schaute ich auf zu ihm, der mir das sagte und zu dem Bilde — und beide schienen mir unerreichbar.

Wie er mir erschien, in seinen Worten und Werken, so will ich nun von ihm erzählen. Nur weniges andere stand

mir zur Verfügung, der Nachruf, den ihm einige Freunde gewidmet; und so wird auch recht lückenhaft sein was hier folgt. Ein Gedenkblatt, nicht eine Lebensbeschreibung soll es sein.

David Laurenz August von Gonzenbach, geb. 16. Mai 1808, war der älteste Sohn des Herrn Karl August Gonzenbach, Präsidenten des Bezirksgerichts von St. Gallen, und seiner Frau Margareth Elisabeth Bonwiller. Er hatte noch acht jüngere Geschwister, von denen jedoch einige frühe starben. Die Erziehung der zahlreichen Kinderschaar lag der Mutter ob, erst wenn die Kinder reifer geworden, übernahm der Vater die Leitung. Es war ein trautes Heim in dem sie aufwuchsen; von den Eltern schrieb der älteste Sohn: Eine glücklichere Ehe, als sie zusammen verlebten, läßt sich kaum denken. Im Vater verehrte er den ausgebildeten praktischen Geist, den Eifer und die Amtstreue, die Mutter war ihm lieb und werth durch ihren hohen edlen Sinn und ihre Charakterstärke.

August von Gonzenbach kam noch in jungen Jahren nach Hofwyl in die Anstalt des Herrn Fellenberg, wo die Söhne schweizerischer und fremder vornehmer Familien eine vortreffliche Erziehung genossen. Von hier begab er sich auf das Gymnasium in St. Gallen und hernach zum Studium der Rechte nach Basel und Jena.

Welche Rolle Jena in der damaligen Politik spielte, ist bekannt. Dem freien Streben der Universitäten waren die Mächte nichts weniger als günstig gestimmt und das heitere Leben der Studenten fand manche unverdiente Einschränkung. Ueberall witterte man Verrath — auch unser Gonzenbach sollte darunter leiden. Bei einer „Pflingstspitze“ durchritt er mit einigen Freunden die Umgegend. Er trug, was doch Mode war, ein weißes Reitkleid. Aber das fiel auf. Ein

solches war gewiß das Abzeichen einer geheimen Verbindung, einer staatsgefährlichen Burschenschaft. So wurde denn gleich Bericht erstattet, daß Verschwörer das Land durchstreifen und es kam Befehl sie anzuhalten. Aber die Sache klärte sich bald auf, der Irrthum wurde eingesehen und die Verkannten kehrten glücklich zurück. Trotzdem fehlte es nicht an Vergnügen aller Art und auch wenn blitzende Degen sich kreuzten, stellte Gonzenbach seinen Mann. Daneben vernachlässigte er keineswegs seine Studien, so daß er den Doktorhut sich erwarb. Sein ganzes Auftreten hatte etwas männliches, vornehmes, und als er von Jena heimeritten war in die Heimath, konnte sein Vater, der noch mitten in aller richterlichen und politischen Wirksamkeit stand, seine Freude haben an dem hoffnungsvollen Sohne.

In demselben Jahre bereits, als er von der Universität heimkehrte, trat er in den kantonalen Staatsdienst, wurde Sekretär des Justizdepartements, Staatsanwalt, Mitglied des großen Rathes und 1833 zweiter Gesandter des Standes St. Gallen an der Tagsatzung, deren Vorort damals Zürich war.

Dem Beispiel seines Vaters folgend, der drei Jahre früher seinen Stand auf der Tagsatzung vertreten, benutzte er reichlich die ihm nun gebotene Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen. Er verkehrte viel mit den Gesandten der übrigen Kantone und erwarb sich auch unter den Zürchern viele Freunde. Es herrschte in diesem Vorort ein um so regeres Leben, als eben die Universität begründet war und viele Geister anzog. Gonzenbachs Erscheinung war gewinnend; er fiel auf durch seine Bildung und seinen Geist und so ward er dem Professor Bluntschli ein lieber Hausfreund, der fast täglich bei ihm eintraf. Bluntschli, dem der junge Diplomat gefiel, schrieb in seinen Denkwürdigkeiten folgende Bemerkungen über ihn (I. 160, 161):

„Gonzenbach ist ein Mann von vielseitiger Bildung und ungewöhnlichen Gaben. Aber es wurde ihm, trotz aller Gewandtheit seines Geistes, schwer, sich in die neue Zeit hineinzufinden. Seine innerste Neigung gehörte einer vergangenen Weltepoche an. Ich sagte ihm oft, es komme mir vor, als habe sein Geist während mehrerer Jahrhunderte vergeblich auf eine Gelegenheit gewartet, in einen Menschenkörper einzufahren und sei nun verspätet zur Welt gekommen, ein lebendiger Anachronismus. Es war ein ritterliches Wesen in ihm, mit allen Vorzügen des Edelmuthes, des aristokratischen Wohlwollens gegen Untergebene, der Tapferkeit, des Feingefühls für vornehme Formen und höfische Sitte; aber auch von den Schwächen und Mängeln des mitteralterlichen Junkerthums war er nicht frei. Sein kluger Verstand zwang ihn oft, modern zu denken und zu handeln, aber sein Gemüth empfand einen innerlichen Schauer vor der Kühnheit und Kälte der modernen Wissenschaften. An einem Fürstenhofs hätte er noch eine glänzende Rolle spielen können, in der bürgerlichen Demokratie wurde er fast wie ein Fremder mit Mißtrauen betrachtet. Auch für die Gegner war er eine interessante Erscheinung. Er belebte jedes Gespräch durch eine Fülle von feinen Beobachtungen, durch Lebhaftigkeit des Ausdrucks und durch originelle Gedanken. Ich unterhielt mich sehr gerne mit ihm, wenn gleich wir selten übereinstimmten.“

Mit seinem Vater stand Gonzenbach in regem Briefwechsel. Das rasche Emporkommen des Sohnes mußte ihn freuen. Nun wurde derselbe noch im gleichen Jahre 1833 zum eidgenössischen Staatschreiber erwählt.

Von allen eidgenössischen Behörden war nur die Kanzlei permanent; die vorörtlichen Behörden wechselten und waren häufig auf den Rath jener angewiesen. So gewährte sie ihren Angestellten die Möglichkeit, sich eine treffliche Geschäfts-

kenntniß anzueignen. Ein Mann, der wie Gonzenbach für die öffentlichen Angelegenheiten ein offenes Auge hatte und sie mit seinem durchdringenden Verstande wohl zu erfassen wußte, dessen gründliche Bildung bekannt war und dem die feinen Umgangsformen nicht fehlten, mußte für diplomatische Unterhandlungen mit den Nachbarstaaten besonders tauglich erscheinen. Durch gründliche Untersuchungen des Schutzollsystems, der Handelsbeziehungen der Schweiz mit den Zollvereinsstaaten, mit Frankreich, mit Oesterreich, der englischen Tarifforn rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen. So fehlte es auch nicht an ehrenvollen Anerkennungen seiner Geschicklichkeit, die ihm vom Auslande kamen. Als 1841 der Handelsvertrag mit den Niederlanden abgeschlossen wurde, erhielt er den niederländischen Löwenorden, nach dem Grenzregulirungsvertrag mit Baden 1843 den Zähringer-Löwenorden. In demselben Jahre war er bevollmächtigt, mit Sardinien einen Auslieferungsvertrag abzuschließen, und kehrte mit dem Kommandeurkreuz des St. Mauritius und Lazarus-Ordens heim. Seine schon genannte Darstellung der Handelsverhältnisse zwischen der Schweiz und Frankreich 1840 trug ihm vier Jahre später das Offizierskreuz der Ehrenlegion ein und seine Aufträge an Württemberg den Orden der württembergischen Krone. So wohlverdient diese Auszeichnungen waren und obschon ihre Annahme ihm bewilligt wurde, so sollten sie ihm doch nach kurzem zum Vorwurfe gereichen.

14 Jahre lang war Gonzenbach eidgenössischer Staatschreiber. Welche Schulung er dabei durchmachte, sagt Ph. A. von Segeffer in dem Nachrufe, den er seinem Freunde gewidmet hat: „Sie (die Beamten der Kanzlei) hatten im vorörtlichen Staatsrathe nur beratende Stimme, ihr Einfluß durfte daher jederzeit nur in zweiter Linie erscheinen; sie

hatten die Empfindlichkeiten der maßgebenden Personen zu schonen und mehr auf dem indirekten Weg geschickter Insinuation sich geltend zu machen. Das bildete vor allem ihre diplomatischen Talente aus: Wir glauben, daß die lange Lehrzeit in der eidgenössischen Kanzlei, die Aufgabe, mit so vielen in ihren politischen Grundsätzen und Anschauungen verschiedenen Präsidenten und Staatsrätthen in solcher Stellung mit Erfolg zu arbeiten, auf die ganze Form von Gonzenbachs späterer selbständiger parlamentarischer Wirksamkeit von entschiedenem Einfluß gewesen ist. Die stets rücksichtsvolle Behandlung gegnerischer Ansichten und Personen, welche Gonzenbach eigen war, seine Bemühungen, Mittelanträge und vermittelnde Redaktionen zu finden, den Gegner durch theilweise Anerkennung zu gewinnen, wurde ihm häufig als Schwäche gedeutet: Wir finden aber darin nur die Uebertragung der von der eidgenössischen Kanzlei her gewohnten Methode in das allerdings etwas grobkörniger geartete Medium der bernisch kantonalen und der eidgenössischen parlamentarischen Versammlung. Aber auch die theilweise Hinneigung zur Stärkung der Bundesgewalt, namentlich in Verwaltungssachen, die patriotische Begeisterung, die er oft in vaterländischen Angelegenheiten an den Tag legte, waren Nachklänge aus der Zeit, wo die eidgenössische Kanzlei so zu sagen einzig den schweizerischen centralen Gedanken repräsentirte.“¹⁾

Unterdessen waren Ereignisse vorgefallen, die Polensflucht, die Steinhölzligeschichte, die fraglichen Verhältnisse mit Frankreich, die Klösteraufhebung im Aargau, der Strauß-Handel in Zürich, die Schwyzer- und die Walliser Unruhen, wobei die Freimüthigkeit mißfiel, mit der Gonzenbach seine Ansichten auszusprechen für nöthig hielt. Da nach der ver-

¹⁾ Allg. Schweizer Zeitung von 1887. Nr. 237.

griffenen 30er Auflage des Radikalismus eine neue vermehrte sich für Ende der 40er Jahre vorbereitete, wurde seine Stellung immer bedrohter. Die Freundschaft, die der Eidgenosse mit Männern des Sonderbundes unterhielt, die Höflichkeit im Umgange mit den Vertretern fremder Mächte, die unglücklichen Orden waren Beweise genug, daß er seine Pflichten in grober Weise verletzte. So begann denn jene kleinliche Agitation, welcher er zum Opfer fiel. Der Stand Aargau verlangte, daß „ein vom Ausland unabhängiger Mann“ die Stelle des Staatschreibers bekleide. Dr. Näf und Kern waren seine hauptsächlichsten Gegner. Der spätere Bundesrath sprach es offen aus: „Herr Staatschreiber Gonzenbach ist sehr gewandt in Rede und Schrift, dabei hat er einen offenen geraden Charakter und spricht seine Ueberzeugungen bestimmt und mit Nachdruck aus. Da er nun entschieden der konservativen Partei angehört, so ist er nicht der richtige Repräsentant der liberalen Schweiz gegenüber dem diplomatischen Korps und dem Auslande.“ Gonzenbach sah seine Nichtwiederwahl also voraus und theilte die Befürchtung seinem Vater mit. Am 5. Juli 1847 fand die Wahl statt. Gonzenbach erschien, geschmückt mit allen seinen Orden, in der Tagsatzung. „Es gab eine Zeit,“ sagte er, „wo Muth dazu gehörte, eine Decoration, die einem schweizerischen Magistraten von einem fremden Staat angeboten wurde, auszuschlagen, in unserer Zeit aber gehört Muth dazu, eine solche anzunehmen und da ich jederzeit muthiges Handeln dem ängstlichen vorgezogen, so habe ich Decorationen, die mir bei Anlaß verschiedener Unterhandlungen, die ich im Namen der Eidgenossenschaft zu führen die Ehre hatte, ertheilt worden sind, nach vorheriger Anfrage bei der jeweiligen vorörtlichen Behörde angenommen und jeweilen bei der Eröffnungsfeierlichkeit der Tagatzung übungsgemäß getragen.“

Mit einer Mehrheit von drei Stimmen wurde Schieß zum Staatschreiber, zum Bundeskanzler erwählt.

In der schmerzlichsten Weise wurde dadurch Gonzenbachs hochbetagter Vater betroffen. Er schrieb, die Nachricht der widerfahrenen Unbill hätte ihn fast außer Fassung gebracht. „Ich war innerlich tief erschüttert und über den Eindruck, welchen ein solch herbes Ereigniß auf dich gemacht haben möchte, recht eigentlich bekümmert.“

Die nächstfolgenden drei Jahre hielt sich Gonzenbach von der Politik fern. Aber gerne gewährte er den neuen Bundeshäuptern, wenn sie doch wieder an ihn sich wandten, seinen Rath. Doch er war nicht *beatus procul negotiis*, sein reger Geist, seine Arbeitskraft verlangten eine öffentliche Bethätigung. Im Kanton Bern gewann die konservative Richtung wieder die Oberhand, der 25. März 1850 war der große Tag von Münsingen. Gonzenbach, dem der Aufenthalt in Bern, als es Borort war, zugesagt, hatte sich in Muri, in Berns Umgebung, niedergelassen und ein Landgut gekauft. Nun wurde er in seinem Wahlkreise in den bernischen großen Rath gewählt, dem er bis 1874 angehörte. Er stellte ihm seine Begabung und seine Talente zur Verfügung, so daß er bald Mitglied der Staatswirthschaftskommission und des Verwaltungsrathes der Staatsbahn wurde. Zuerst stand er neben Dr. Blösch, dann, nach dem neuen Sieg der Radikalen, war er einer ihrer gefürchtetsten Gegner. Als ein solcher bezeugte er sich 1852 in der sogenannten Schatzgelderangelegenheit. Es wurde zu Agitationszwecken die infame Verdächtigung ausgestreut, daß ein Theil des alten bernischen Staatsschatzes von Mitgliedern der damals regierenden Familien veruntreut worden sei. Gonzenbach war Berichterstatter in dem leidenschaftlich geführten Streite. Seine klare altemäßige Untersuchung er-

wies, wie die Verleumdung allen Grundes entbehrte. Bald danach, 1854, wurde er Bürger von Bern und zünftig zu Distelzwang. Er vermochte immer mehr mit Bern und fehlte es ihm in seiner neuen Heimath auch nicht an Anerkennung. Von 1854—1875 wurde er in den Nationalrath gewählt. Im bernischen großen Rathe hat er oft gesprochen, über die Salzfrage, über die Aufhebung des kantonalen Werbeverbots für den kapitulirten Militärdienst in Neapel, über das Armengesetz. Besonders die Armenfrage nahm ihn lebhaft in Anspruch. Ein Gegner des Schenk'schen Systems, widmete er bis in sein höchstes Alter als Gemeindepräsident von Muri den Armenverhältnissen die größte Aufmerksamkeit.

Seiner öffentlichen Wirksamkeit sollte er ein zweites Mal bei der Bundesrevisionsfrage, der gegenüber er sich ruhig verhielt, entrissen werden. Man betrachtete ihn als einen Gegner der Neuerung, obwohl er der Revision beistimmte und überhaupt seine Ansichten gemildert hatte. Ein ebenso thörichter Grund, wie 1847 die Annahme der Orden, ließ ihn seine Stellung einbüßen. Er hatte mit seiner Familie eine Reise nach Rom unternommen und dabei auch im Vatikan vorgesprochen. Er selbst machte daraus kein Hehl, aber seine Gegner stellten ihn nun dar als einen Römling und nutzten das aufs beste aus. Wer dem Papste den Fuß geküßt, konnte unmöglich der Mann der protestantischen Berner sein, vor dem müsse man sich fürchten, er wolle das Volk dem Katholizismus in die Arme führen. Kurz und gut, er beliebte nicht mehr, so wenig für die bernischen, als die eidgenössischen Rätthe, und zog sich deßhalb vom öffentlichen Leben zurück.

Gestorben war er damit keineswegs. Im Gegentheil, es begann nun für ihn eine viel glücklichere, ruhigere Zeit. In seiner Winterwohnung an der Postgasse und in Muri

fuhr er fort, die bedeutenden Männer um sich zu versammeln, welche Amt oder Wissenschaft nach Bern führten. Durch ihren Verkehr blieb er mit den neuesten Vorkommnissen stets vertraut und sie hinwiederum konnten aus seinen reichen Erfahrungen schöpfen. Die Männer der heutigen schnell lebenden Zeit hörten stets mit Spannung, was er erzählte — weit genug zurück reichten ja seine Erinnerungen, er kannte die meisten, die noch in der Helvetik sich berühmt oder berüchtigt gemacht. Was ihm noch mehr Zuhörer gewann, war die Art seiner Erzählung. Mit einer bewunderungswürdigen Anschaulichkeit mußte er seine Geschichten vorzutragen und sie mit so viel Anmuth und Witz zu umkleiden, daß er des Beifalls seiner Zuhörer sicher war. Jeder Frage, die an ihn gestellt wurde, mußte seine Geistesgegenwart zu antworten; nie war er verlegen. Als er in Rom, weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit, von Viktor Emanuel in Audienz empfangen wurde, kam man auf die schweizerischen Verhältnisse zu reden. Ochsenbein wurde genannt. Der König wunderte sich über diesen Namen. Och und Bein klinge nicht schön. „Oxenstierna tönt allerdings besser,“ erwiderte Gonzenbach. — Schon wenn er erschien, zog er aller Aufmerksamkeit auf sich. Seine Gestalt war imposant; er war hochgewachsen, von scharfgeschnittenen Zügen, wie sie Girardets Stich vortrefflich wiedergegeben hat, und sein reiches Silberhaar gebot Ehrfurcht.

Wie seine Geschäftserfahrung in der Verwaltung der Berner Handelsbank, so wurden seine ausgedehnten Kenntnisse nicht weniger in Anspruch genommen im bernischen historischen Verein und in der allgemeinen schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft. Besonders der erstere, dessen langjähriger Präsident er war, mußte die Mitgliedschaft des großen Mannes zu schätzen und vermißt ihn nun schmerzlich.

Nicht nur an den Sitzungen des Vereins pflegte Gonzenbach sich zu betheiligen, er wurde Verfasser von Arbeiten, die durch lebhaftere Darstellung und getreue Forschung ihresgleichen suchen. So erschienen in diesem Taschenbuch 1864: „Das Leben und Wirken des gewesenen eidgenössischen Kanzlers Marcus Mousson,“ leider unvollendet, und zwei Jahre später: „Der 10. August 1792, mit besonderer Berücksichtigung der Schicksale des Schweizer Garde-Regiments.“ Es war eine schwierige Aufgabe, die er sich gestellt, doch um so mehr lag sie ihm am Herzen, als es galt, den Heldennuth der Getreuen Ludwigs XVI., den die Seinen verlassen, ihren Landsleuten vor Augen zu führen. Nicht allein ein historisches, ein patriotisches Werk hat er damit geschrieben. Und noch lange später, da er nicht gleich das Schicksal der Einzelnen erfahren konnte, forschte er ihm nach und bereitete eine zweite Auflage vor, die nun leider nicht zur Ausführung gekommen ist. Auf alle seine Werke will ich hier nicht zu sprechen kommen. Sie finden sich im Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1888 (Todtenschau Schweiz. Historiker) zusammengestellt. Abgesehen davon hat er „Gedenkblätter“, die er seinen Freunden Wilhelm Bischer, Moritz von Stürler und Friedrich von Pourtales widmete und Einsendungen in gelehrte Zeitschriften, namentlich den Göttinger Anzeiger, verfaßt.

Die Geschichte und die Geschichtsforschung waren es, die den Zurückgezogenen für die öffentliche Thätigkeit entschädigten. Seine juristische Bildung, sein klares Urtheil und langjährige Erfahrung kamen ihm dabei wohl zu statten.

Dasjenige Werk, das ihm nicht nur die größte Beschäftigung, sondern auch das größte Interesse gewährte, war „Der General Hans Ludwig von Erlach von Castelen. Ein Lebens- und Charakterbild aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges“. Als Denkspruch schrieb er auf den Titel

das Wort Ciceros: „Der Geschichte erstes Gesetz ist, daß sie nicht wage etwas falsches zu sagen, darnach, daß sie nicht etwas wahres nicht zu sagen wage.“ Die historische Wahrheitsliebe und der Drang, den Unschuldigen zu vertheidigen, wie sie Gonzenbach in der Schatzgelderfrage beherrscht, weckten in ihm den Wunsch, einen Helden in Schutz zu nehmen, den kurzfristige Epigonen schwarzer Unthat anflagten.

Hans Ludwig von Erlach, der zuerst unter Gustav Adolf gedient, dann in das Heer des Herzogs Bernhard von Weimar getreten war, habe nach dessen Tod, von französischem Gelde bestochen, die Plätze und Truppen Bernhards an Frankreich ausgeliefert. So hieß es, und in gelehrten und belletristischen Schriften war vom Verräther von Breisach die Rede, wenn der edle Berner gemeint war. Als nun 1875 das Erlach-Archiv im Schlosse Spiez geöffnet wurde, fanden sich zahlreiche Bände autographirter Briefe des großen Generals. Gonzenbach unternahm es, sie durchzuarbeiten, um den Grund jener Verleumdungen zu erforschen. Der Mann, dessen Leben er betrachtete, stand vor ihm wohl als eine große Persönlichkeit, die durch ihre Thaten in der Geschichte Epoche gemacht, er wurde ihm aber bald noch lieber durch sein Herz und seinen Charakter. Gestützt auf jene Papiere war es möglich, den schlagenden Beweis zu leisten, daß Erlach kein Verräther war, aber es genügte Herrn Gonzenbach nicht, ihm darin gerecht zu werden, vielmehr (II. Vorrede XXII) konnte er überzeugen, „daß Herzog Bernhard überhaupt keinen treueren, ihm ergebeneren Diener hatte, als seinen Generalmajor, der zeitlebens sich bestrebte, die beiden politischen Grundgedanken zur Geltung zu bringen, deren Verwirklichung Herzog Bernhard sich als Lebensaufgabe gestellt hatte, nämlich: die Gleichberechtigung des

protestantischen Glaubensbekenntnisses im Reiche und die Schwächung der habzburgischen Hausmacht. . . . denn Treue war der Grundton seines Wesens, er war treu, im Privatleben wie im öffentlichen. Sein Wahlspruch war: „constanter“, das heißt doch wohl sich selbst treu bleiben!“

Er hatte die Genugthuung, daß das Werk anerkannt wurde, daß ein deutscher Gelehrter, der 1875 vom „Verrath von Breisach“ geschrieben, bald erklärte, daß von einem solchen keine Rede sein könne. So wurde ihm sein Held noch lieber und oft und gerne erzählte er von „seinem Hans Ludwig“, als ob derselbe zu seinem Leben gehöre. Noch sehe ich ihn, wie er im Großrathssaale seine Forschungen über den General mittheilte und mit Entrüstung die Schrift vorwies, die jenen der Untreue zieh.

Seine letzte Beschäftigung war eine Besprechung von seines Freundes Segesser „45 Jahre im luzernischen Staatsdienst“. Er wußte ja genug beizufügen, so daß seine Recensionen immer zu Beiträgen wurden und das Interesse an dem recensirten Werke hoben. Er forderte mich auf, ihn aufzusuchen, als er schon krank und seinem Tode nahe war, und ich schätzte mich glücklich, als er mich zu seinem Sekretär bestimmte. Aber die Krankheit nahm überhand, es blieb bei dem wenigen, das er selbst vorher geschrieben. Der Tod riß ihn aus voller Thätigkeit heraus. An der Leichenfeierlichkeit theilhaftigen sich alle, die ihn gekannt und verehrt hatten. Auch die Behörden und die fremden Gesandten zollten dem Todten die Ehrfurcht und den Dank, den sie ihm schuldeten. Von seines Vaters Bestattung hatte er einst geschrieben, was nun auch bei ihm der Fall war:

„Zu seiner letzten Ruhestätte begleitete ihn sozusagen die ganze Stadt. Es war, als wollten Alle, mochten sie im Leben ihm auch in politischer Hinsicht gegenübergestanden

sein, dem thätigen, friedlichen und milden Manne, der während eines langen Lebens seine Vaterstadt, sein Vaterland stets treu geliebt und ihnen seine besten Kräfte gewidmet hatte, zum Abschied noch anerkennend die Hand drücken. Friede sei seiner Asche!“

